

Hans Bergel

Randbemerkungen

Das Jahrhundert, an dem ich teilhatte

Hans Bergel

Randbemerkungen. Das Jahrhundert, an dem ich teilhatte

Hans Bergel

Randbemerkungen

Das Jahrhundert, an dem ich teilhatte

Mit Ausnahme der drei Interviews handelt es sich bei allen hier abgedruckten Texten um überarbeitete und ergänzte Fassungen.

ISBN 978-3-7329-0653-6

ISBN E-Book 978-3-7329-9337-6

ISSN 1860-1952

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2020. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhalt

„Das Jahrhundert, an dem ich teilhatte“. Rückblick auf Kerker- und Lagerjahre. Dieter Drotleff im Gespräch mit Hans Bergel	9
Über die Schuld der Welt. Dorothea Sella und der Pöbel des 20. Jahrhunderts.....	29
Begegnung mit Völkern als Selbstbegegnung. Zum Tode des Schriftstellers Gregor von Rezzori	35
Europa? Randbemerkungen zu einem großen Thema.....	41
Das unbekannte Aufbegehren. Bewaffneter antikommunistischer Widerstand.....	51
Von Nukleinsäure-Antimatrizen, farbenheiteren Aquarellen und makellosen Klavier-Miniaturen. Der malende und komponierende Krebsforscher Arnold Graffi	67
Die stürzende Kathedrale und der Fall Konstantinopels. Kunst und Idee im Werk des Hans Fronius.....	77
Die heroische Melancholie des Südostens. Die Odysseus-Gedichte von Radu Gyr und Lucian Blaga.....	91
András Sütő und die Metaphysik des Dorfes. Dasseinsform, Spannungsfeld und Weltbühne.....	99
„Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ Gedanken auf einer Wanderung durchs Höllental von Deutschland nach Deutschland im Herbst 1990	109

In Israels wilden Landschaften. Der Maler und Grafiker Oswald Adler.....	113
„Wo du auch wanderst, erreichst du das Meer ...“ Der Einzelgänger Wolf von Aichelburg.....	123
Mr. White, Stalins Mann in Washington, und die Deportation Deutscher in die Sowjetunion. Gespräch mit dem Historiker Claudiu M. Florian	131
Das wunde Herz der Südosteuropäer. Bruno Brehm im morgenländischen Vorfeld des Kontinents	141
Unter der Hohen Tatra. Im Tollhaus der Geschichte.....	145
Form und Freiheit. Bilderbetrachtung mit Helfried Weiß	153
„Schreibt auf, was war! ...“ Deutsch-jüdische Autoren aus Südosteuropa in Israel.....	161
Das Saeculum der Persionen. Die unglaubliche Biografie des Nicholas Catanoy.....	169
Das älteste Dokument in der Geschichte der Rakete. „... mehr Fried vnd kein Krieg“	179
Die drei Musketiere, der Freiherr von Münchhausen und die Kosaken am Don. Der Zeichner Helmut Arz von Straussenburg	183
Europas kontrapunktische Kultureinheit. Die Sehnsucht nach dem nicht stattgefundenen Gespräch.....	191
Die Verachtung der Lebensvorsicht. Mit Tatjana Kuschtewskaja an Puschkins Grabmal.....	197

„Nur die Gestirne ...“ Abschied von Bettina Schuller	209
Arroganz der Provinz, Barbarismus des Gedankens. Anmerkungen zu einem Buch	211
Verfälschte Literaturgeschichte? Andreas Birkner und die Rezeptionsblindheit	219
„Meine braunen Brüste“ oder „Wie schwarzer Wein und schwellender Duft“. Zu Georg Schergs „Piranda“-Zyklus und dessen Aufzeichnung	231
„Der genius loci entlässt uns nicht ...“ Das endlose Gespräch mit Franz Hutterer	241
Der Intarsienschreibtisch Ludwigs XV. Meister Richard Gober und die Spätzeit seiner Kunst	247
Das Motiv der Freiheit. Christine Chiriac im Gespräch mit Hans Bergel	257

„Das Jahrhundert, an dem ich teilhatte“

Rückblick auf Kerker- und Lagerjahre.

Dieter Drotleff im Gespräch mit Hans Bergel*

In vier Folgen der in Kronstadt, Siebenbürgen, erscheinenden „Wochenschrift für Gesellschaft, Politik, Kultur“ der Monate Juli und August 1995 veröffentlichte die „Karpatenrundschau“ das folgende Gespräch des Chef-Redakteurs Dieter Drotleff mit dem Schriftsteller Hans Bergel anlässlich dessen 70. Geburtstags.

Hans Bergel, Sie waren im Mai 1995 mit einem Kamerteam des deutschen Fernsehens in Rumänien, das ein Filmporträt von Ihnen drehte. Dabei entstanden die Bilder in den Landschaften Ihrer Biographie, „Karpatenlandschaften von unendlicher Schönheit“, wie Sie einmal schrieben. Es wurde aber auch an Orten gedreht, mit denen Sie unschöne Erinnerungen verbinden – ehemalige Gefängnisse und Strafzarbeitslager. Wenn Sie heute auf das Jahr 1959 zurückblicken, in dem Sie in Kronstadt verhaftet und zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurden: welchen Stellenwert messen Sie diesem Ereignis in Ihrem Leben zu?

Abgesehen von den unauflösbaren subjektiven Empfindungen ist natürlich ein solches Datum von entscheidendem Lebenswert. Es bedeutet die grundlegende Veränderung der Verhältnisse nicht allein für den Betroffenen, sondern ebenso für die Mitbetroffenen: die Familie. Und es gibt später hinter ein solches Datum auf verschiedenen Ebenen kein Zurück mehr.

Welches waren die Gründe Ihrer Verhaftung und Verurteilung?

Aus einer Vielzahl potentieller Gründe, die RKP und Securitate dafür sahen, kristallisierte sich im Laufe der Untersuchungsverhöre in der Kronstädter Angergasse – Strada Prundulul – in den Räumen der Securitate-Niederlassung, die im Volksmund nach dem ehemaligen Hausbesitzer auch „Villa Popovici“ hieß, meine Novelle historischen Inhalts „Fürst und Lautenschläger“ heraus.

.....

* Aus: *Karpatenrundschau. Kronstädter Wochenschrift für Gesellschaft, Politik, Kultur.* Jahrgang XXVIII, Juli/August 1995.

Sie war 1957 in Bukarest erschienen. Ich hatte einem vermeintlichen Freund die im geschichtlichen Kostüm vorgetragene Rebellion gegen das kommunistische Terrorregime gestanden. Der hatte das der Securitate weitererzählt.

Wie verlief ein solches Verhör?

Für beide Teile – Untersuchungsoffizier wie Verhörer – unangenehm. Die Offiziere quälten sich, das ihnen von oben vorgeschriebene Geständnis des Verhörten zu erhalten. Der Verhörte wieder tat in der Regel alles, das Geständnis entweder nicht abzulegen oder eine juristisch harmlose Form dafür zu finden.

Wie ging es dabei im Einzelnen zu?

Die Verhaltensmuster der Offiziere reichten von brutal über zynisch bis höflich. So wurde mir bei einem Verhör – weil ich mich weigerte, belastende Auskünfte über einen Freund zu geben – das Nasenbein gebrochen, drei Zähne eingeschlagen und eine brennende Zigarette auf die nackte Brust gedrückt, wovon Narbenspuren heute noch zu sehen sind, ohne daß ich danach in der Zelle eine ärztliche Betreuung erfuhr; ich war von den Schlägen ins Gesicht dermaßen entstellt, daß mich meine Zellenkollegen nicht wiedererkannten. Bei einem anderen Verhör aber wurden mir Schokolade, Bonbons und Weißbrot angeboten. Dann wieder unterhielt sich ein Offizier mit mir stundenlang über die neuere deutsche Literatur. Die Unberechenbarkeit war System. Sie verunsicherte uns.

Sie gehörten zur Gruppe der fünf deutschen Schriftsteller, die zu insgesamt 95 Jahren Kerker verurteilt wurden. Sahen Sie sich während der Untersuchungshaft? Und nach dem Prozeß?

Davor niemals. Ich hatte bis zum Prozeß auch keine Ahnung davon, daß ich in einer „Gruppe“, einem „lot“ angehörte. Beim Prozeß waren wir die meiste Zeit zusammen. Nach dem Prozeß saßen wir monatelang in derselben Zelle im Zeidener Transit-Gefängnis.

Hat ein solches erzwungenes Beisammensein unter barbarischen Umständen Freundschaften geknüpft oder Distanzierungen zwischen Menschen bewirkt?

Beides. Ich habe bestehende Freundschaften vertieft und andere geknüpft. Aber ebenso ergaben sich Distanzierungen von Menschen, die ich vorher zu Freunden

hatte. Ich sage dies ohne jederlei persönliche Bewertung. Es war ja eine der Absichten unserer Peiniger, Freundschaften zu zerstören – durch kaum erträgliche psychische, nervliche Belastungen, denen sie uns aussetzten.

Begreifen Sie Ihren Prozeß von 1959 im größeren Kontext des historischen Erleidens, dem die Siebenbürger Sachsen schon beginnend mit dem Jahr 1945 ausgesetzt waren – Zwangsverschleppungen in die UdSSR, Enteignungen, Entrechtungen etc.?

Selbstverständlich. Was vor fünfzig Jahren mit den Winterdeportationen ins Donez- und Ural-Gebiet begann, eröffnete gewissermaßen jene Phase in der Existenz unserer kleinen Volksgruppe im Südosten, zu der logischerweise unter anderem auch unser Schriftstellerprozeß gehörte. Es war das Erleiden des gleichen Ungeistes, der gleichen Machart totalitärer Menschenverachtung, der gleichen Verhöhnung des humanen Ideals. Wenn in diesem Jahr der 50. Wiederkehr der Verschleppungen gedacht wird, fühle ich mich mitangesprochen, obgleich ich nicht zu den damals Deportierten gehörte. Aber ich gehörte und gehöre im Rückblick zur großen Familie derer, die unmittelbare Opfer kommunistischer Machtzügelosigkeiten waren.

Und wie verhält es sich mit Ihrem Gefühl hinsichtlich der Opfer des vorhergehenden, des NS-Terrors, derer ebenso in diesem Jahr gedacht wird?

Um nichts anderes, d. h. ich betrachte mich ebenso als deren Gesinnungsgesährten. Wir waren alle im Griff von Diktaturen. Das ist das Primäre. Über das politische Dafürhalten des einzelnen kann man reden, es ist in diesem Zusammenhang zweitrangig. Ich meine, daß hier die Lehre des 20. Jahrhunderts liegt: „Rechts“ und „links“ sind untaugliche Vokabeln, denn „rechts“ wie „links“ waren zu den gleichen Scheußlichkeiten fähig. Die beiden Gewaltssysteme des 20. Jahrhunderts – Lenins und Stalins Bolschewismus und Hitlers Nationalsozialismus – prägten das Jahrhundert bis in den Geist der Kriege hinein, die es gab und immer noch gibt. So muß, wer in diesem Jahrhundert über dies Jahrhundert mitreden will, die persönliche Begegnung mit einer seiner primären Manifestationen gehabt haben. Sei es, indem er in Kriegen mitkämpfte, sei es, indem er mit den faschistoiden NS-Ungeheuern, sei es, indem er mit den bolschewistischen Monstren übers Kreuz geriet oder in deren Sphäre lebte und sie also aus unmittelbarer Nähe kennenlernte. Wer das Glück hatte, unberührt zu bleiben, lebt im Zustand der Unschuld. Wer auswich, der wich dem Jahrhundert aus. Wer sich heraushielt, hielt sich aus seiner Zeit heraus. Wer sich

versteckte, blieb ohne Gesicht. Ja, er erlernte nicht einmal die Sprache dieses Jahrhunderts.

Wie meinen Sie das konkret?

Da wären viele Beispiele zu nennen. Bleiben wir zur Veranschaulichung bei den nächstliegenden und nehmen etwa einen Mann, der während der NS-Jahre Siebenbürgen verließ, um nicht an die Front gehen zu müssen, er studierte vielleicht in Deutschland, wo er, als Ausländer, unbehelligt blieb und an der unmittelbaren Härte des NS-Systems vorbeilebte. Als Siebenbürgen dann kommunistisch wurde, war er abermals in Sicherheit – in den Westen reichte der Kommunismus nicht, auch ihn lernte er also nur als Außenstehender kennen. Privat gesehen war das eine gute Lösung. Doch es stellte den Betreffenden in einer Nische ab, an der die Stürme vorbeigingen. Die Folgen für die Persönlichkeitsprägung liegen auf der Hand. Man muß, um ein berühmtes Wort Hemingways zu paraphrasieren, in diesem Jahrhundert nicht „ein Kämpfer“ gewesen sein, um am Jahrhundert teilzuhaben. Aber man muß in der einen oder anderen Form unmittelbar erleidend und erdulndend dagegewesen sein. Denn es stellt sich ja die Frage, ob einer, der zu seinen geistigen, ethischen, politischen Konklusionen aus den Erfahrungen und Erkenntnissen des ehemals Zwangsverschleppten, des langjährigen Häftlings, des zum Kriegsdienst Gepreßten oder Freiwilligen, des von Nazismus oder Kommunismus in Existenzangst Versetzten heraus fand, ob der nicht eine grundlegend andere Daseinsorientierung entwickelt als einer, der lediglich die abstrakte Information jener Dinge besitzt, die die Kardinalsituationen des 20. Jahrhunderts ausmachten? So weiß ich mich z. B. dem ehemaligen jüdischen Häftling im Nazi-KZ – auch wenn ich ihn nicht kenne, auch wenn ich anderer politischer Ansicht sein sollte – tiefer verbunden als dem mir bekannten Landsmann, der die Jahrhundertstürme in der Nische überlebte. Dies meinte Hemingway mit seinem vielfach umstrittenen Wort.

Denken Sie bei alledem auch an bestimmte Personen?

Natürlich, sonst würde ich es nicht sagen. Ich nenne Ihnen eine – Albertine Hönig, die nach 15 Jahren Haft im sowjetischen Polarkreis 1980 in Deutschland starb; sie stammte aus Mühlbach und war Lehrerin. Sie schrieb ein Buch, „Der weite Weg oder Das Buch von Workuta“, das ein einmaliges Zeitdokument menschlicher Befindlichkeit im 20. Jahrhundert darstellt. Ich habe seit Jewgenia Ginsburgs vor sechzehn Jahren auch Deutsch erschienener „Gratwanderung“

nichts Ähnliches gelesen. Keiner, der nicht in vergleichbarer Lage war, wird den Text und die Folgerungen daraus ganz begreifen: der Zugang zu einer spezifischen Existenzsituation des 20. Jahrhunderts ist ihm verschlossen. Nicht zuletzt an Albertine Höning, an diese außergewöhnliche Frau, muß im Jahr der fünfzigsten Wiederkehr der Zwangsverschleppungen gedacht werden. Sie ist der Prototyp des Menschen, der im 20. Jahrhundert nicht in der Nische, sondern in den Stürmen stand. Bei ihr war es ein Akt nicht allein des Geworfenseins, sondern des bewußten Vollzugs.

Die beiden Literaturhistoriker Peter Motzan und Stefan Sienerth veröffentlichten 1994 eine umfangreiche, gründliche Dokumentation des „Prozesses der deutschen Schriftstellergruppe“ von 1959, „Worte als Gefahr und Gefährdung“, München. Gibt es in dem 450seitigen, großformatigen Buch etwas, was aus Ihrer Sicht fehlt?

In der Auswertung der Dokumente, die ihnen zur Verfügung standen, ließen es die beiden an nichts fehlen. Die Dokumente waren freilich nicht vollständig, als Mircea Dinescu sie mir im Juni 1992 in Bukarest übergab. Es fehlten Securitate-ebenso wie Gerichts-Texte, die z. B. in entscheidender Weise die Willfähigkeit von Informanten und Denunzianten offenbaren. Um der Realität willen – nicht aus Rachebedürfnis – hätte ich mir da mehr Unterlagen gewünscht.

Waren Sie im Blick auf Verhaftung und Prozeß von 1959 das Opfer von Informanten und Denunzianten?

Ich war, wie viele andere, das Opfer eines kriminellen politischen Systems, dem Informanten und Denunzianten dienten.

Würden Sie darüber mehr sagen?

Von Napoleon stammt das Wort: Den Verrat brauche ich, den Verräter verachte ich ... Das gleiche dachten sich die kommunistischen Mächtigen, als sie sich Informanten und Denunzianten anschafften, die zu den Hauptstützen ihres Regierungssystems wurden. Sie werden verstehen, daß ich für Leute dieser Art umso weniger übrig habe, als ich Menschen kennenlernte, die, in die gleiche Lage gebracht, um keinen Preis bereit waren, der Securitate zu Diensten zu sein. Sie ließen sich foltern und zusammenschlagen – und verschwiegen dennoch ihre Kenntnisse, mit deren Preisgabe sie anderen geschadet hätten. Das bedeutet, daß ich heute aus Respekt vor diesen Menschen unmöglich mit einer alles

verwischenden, falsch verstandenen Toleranz die einstigen Informanten und Denunzianten entschuldigen darf. Es geht dabei keineswegs um mich. Es geht um den moralischen Grundsatz. Sie wissen ebensogut wie ich, daß wir in einer Zeit der seltsam widerstandslos hingenommenen vielfachen Pervertierungen unserer ethischen Wertebestände leben: Der Täter – etwa ein Mörder – wird larmoyant bedauert, das Opfer hingegen wird, wie vor kurzem ein deutscher Richter sagte, „als Störfaktor“ empfunden und fast öffentlich beschimpft, so etwa wie sich ja auch gewisse Zeithistoriker über Ereigniszeugen immer wieder verärgert zeigen ... Ich beobachte diese Tendenz im Zusammenhang mit der öffentlichen Diskussion unseres Schriftstellerprozesses auch bei erschreckend weiten Teilen unserer Landsleute. Spricht daraus, mit den Augen Sigmund Freuds gesehen, nicht schlechtes Gewissen?

Sind Sie demnach bereit, denjenigen zu vergeben, die Sie denunzierten und der Securitate wie dem Gericht Informationen über Sie lieferten, oder nicht?

Ich teile die christliche Auffassung – und kenne auch keine eindeutigere –, daß die Bitte um Vergebung der Vergebung vorauszugehen hat. Doch beobachte ich bei uns die Pervertierung selbst dieses Grundsatzes, sie reicht bis in kirchliche Kreise hinein. Wer in dieser Frage den christlichen Weg zu mir findet, wird die von Christus empfohlene Aufnahme finden.

War es während des Prozesses von 1959 nicht so, daß Sie bei Ihrer Verteidigung resignierten, weil Ihnen doch bewußt war, daß auch die beste Verteidigung nichts helfen würde?

Das war sicherlich bei einigen meiner Prozeßkollegen der Fall; wir sprachen später darüber. Ich sah es anders. Ich hatte 1959 schon zwei politische Prozesse und Verurteilungen hinter mir und wußte somit, daß zu den moralisch schwierigsten Augenblicken der Haftjahre die Selbstvorwürfe gehörten, unter Umständen nicht genug für die eigene Verteidigung getan zu haben. Diese Frage stellte sich jedem Häftling, gleichviel ob sie objektiv sinnvoll war oder nicht. Sie konnte, wie ich ebenfalls wußte, zu Depressionen führen. Ich war daher entschlossen, mich mit allen Mittein zu verteidigen. Ich wußte, daß es aussichtslos war. Ich wußte aber auch, daß es nicht sinnlos war. Mein unvergessener Freund Wolf von Aichelburg hat das viele Jahre danach öffentlich gelobt, es bedauert, nicht ähnlich gehandelt zu haben, und mit dem Satz auf den Punkt gebracht: „Es ging ja nicht nur um das Pragmatische des Moments.“

Und das Verhalten Ihrer Anklagezeugen ...

... war von Angst bei den einen, von Mut bei den anderen gekennzeichnet. Der Mutigsten einer war z. B. der ehemalige Temeswarer und Hermannstädter Theaterregisseur Hans Schuschnig. Jahre später sagte er mir dazu: „Warum hätte ich Angst haben sollen? Die Angst vor ihnen war ein Mißverständnis“. Ein Mann von solcher Luzidität des Geistes muß ein guter Regisseur sein!

Es wird viel von einer Experten-Kommission gesprochen, die im Schriftstellerprozeß eine Rolle spielte. Was hat es damit auf sich?

Nun, das ist eins der peinlichen Kapitel unseres Gerichtsverfahrens. Fünf Herren aus dem Bereich Universität, Publizistik und Theater hatten dem des Deutschen nicht mächtigen Gericht auf Wunsch aus unseren Veröffentlichungen zu zitieren. Der Wortführer – vergessen wir seinen Namen, es war ein Siebenbürger Sachse – spielte sich dabei mit solch servilem Eiferertum zu unserem marxistischen Ankläger auf, daß sich sogar der Chef der Richtergruppe, ein Major, darüber amüsierte. Auch Napoleon hat den Verräter, dessen Verrat er brauchte, vermutlich nicht nur verachtet, sondern auch noch verlacht.

Sie sehen den Schriftstellerprozeß im Kontext des großen Erduldens in der kommunistischen Diktatur, der ganze Völker wehrlos ausgeliefert waren. Halten Sie die Wiederkehr von Diktaturen – unter anderen Namen, unter anderen Farben und Zeichen – in Europa für denkbar?

Ja. Denn ich bezweifle, daß die Menschen als Masse fähig sind, die sogenannte „Lehre aus der Geschichte“ zu ziehen. Wenn ich mich in den Gesellschaften des Westens umsehe, die ich seit bald dreißig Jahren aufmerksam beobachte, fällt mir in politicis, je weiter wir uns in der Erinnerung vom letzten Krieg entfernen, die gleiche törichte Bereitschaft der Masse auf, allem modischen Schnickschnack Beifall zu zollen und nachzulaufen, die einst zum Unheil geführt hatte.

Vergessen wir nicht, daß sogar Churchill und der britische Botschafter in Berlin, Henderson, daß Lloyd George, der britische König Eduard VIII. oder der große Knut Hamsun und andere in den dreißiger Jahren Hitler z. T. hingerissen lobten, wie Romain Rolland, Gide, Gorki und andere dem Moskauer Kommunismus huldigten, wie etwa die berühmten d'Annunzio oder Ezra Pound u. a. Mussolini anhimmelten und der US-Präsident Roosevelt noch 1944 und 1945 Stalin verehrte usw. Das Kokettieren westlicher Intellektuellenkreise über das Jahr

1939 hinaus mit dem sozialistischen Wahnwitz kommunistischer Prägung trägt auch nicht gerade zu meiner Beruhigung in dieser Frage bei, über die Solschenizyn und Sinowjew beschämende und schockierende Feststellungen trafen ... Der Mensch bleibt politisch jederzeit verführbar, sei es durch die verführerisch vorgetragene, wenn sachlich auch noch so falsche Idee, sei es durch die charismatische, wenschon gefährliche Persönlichkeit. Hinzu kommt ja, daß selbst von dem gemeinsten politischen System ein Teil der Menschen seinen Vorteil und seinen Profit hat. Kurz: Zu endgültiger Hoffnung sehe ich keinerlei Anlaß. Ja, der Mensch ist nicht nur verführbar, er will insgeheim sogar verführt werden.

Was gibt ein Schriftsteller und Publizist mit Ihrer, vor allem: mit dieser Erfahrung an junge Menschen weiter, die ein Recht auf Hoffnung haben?

Daß es entgegen dem messianischen Jahrmarktgeschwätz der ewigen Gurus immer allein um die Schopenhauer'sche Erkenntnis gehen kann: daß ein „glückliches Leben unmöglich“, daß allein „ein heroischer Lebenslauf“ realisierbar ist. Man kann das auch anders formulieren, die Worte machen es nicht. Zu verstehen ist darunter der Aufruf zur Nüchternheit und zum Mut, in Eigenregie verantwortlich zu denken, zu reden, zu handeln und mit der gerade herrschenden Mode keinerlei Kompromiß einzugehen. Ist das nicht Hoffnung? Jedenfalls ist es kein billiges, es ist ein anspruchsvolles Verhaltens- und Lebensprogramm. Und was können sich junge Menschen mehr wünschen? Sie erweisen sich einen Dienst, wenn sie früh erkennen, daß es kein anderes realistisches Programm gibt.

Das ist auf der Ebene der existentialistischen Philosophie gedacht. Führten Sie die Haftjahre dahin?

Auch sie ... Ich kenne im neueren Europa von Luther bis Albert Camus keine gute Philosophie, die nicht existentialistisch gewesen wäre. Luthers Entschlossenheit das Bäumchen noch am letzten Tag zu pflanzen, Camus' Sisyphoswille, trotz allem den Anstieg abermals zu wagen – dies meinte ich mit der Nüchternheit, zu der Schopenhauer auffordert. Die falschen Glückspropheten à la Marx lenkten von dem dünnen Boden ab, auf dem der Mensch steht, solange es ihn gibt, sie veroberflächlichten das Denken. Ich habe, worüber ich hier spreche, in den Haftjahren ebensooft erwägen wie an der Wirklichkeit überprüfen können und müssen.

In wie vielen Gefängnissen saßen Sie ein?

Es waren zwischen den Bleiminen im Nordwesten Siebenbürgens und den Zwangsarbeitslagern in den Brăila-Sümpfen im Südosten der Bărăgan-Steppe, wenn ich richtig zähle, vierzehn.

Warum die häufigen Wechsel?

Um keine Freundschaften zwischen uns Häftlingen aufkommen zu lassen. Freundschaft war, wie Glaube, Liebe, Zuneigung, Herzens-, Geistesstärke, in der Veranschlagung der Mächtigen ein gefährlicher Wert, weil er die kommunistische Direktive jederzeit unterlaufen konnte. Es war nicht selten schmerzhaft, nach Monaten des Beisammenseins, in denen Gefühle der Freundschaft wuchsen, auseinandergerissen zu werden. Es war so schmerzhaft, daß ich mir bei einem dieser Gefängniswechsel schwor, mich innerlich keinem meiner Mitgefangenen mehr anzuschließen.

Es gab die Einzelhaft. Lernten Sie diese kennen? Wie war sie ertragbar?

Einzelhaft, über Monate, gar über Jahre erstreckt, war eine der härtesten Gefängniserfahrungen. Da es keinerlei zivilisatorische Attribute gab – Buch, Schreibzeug, Kommunikation –, man vielmehr Tag für Tag allein in der Zelle stand, saß oder lag, müde der Selbstgespräche, müde der Denkaufgaben, die man sich stellte, in die Lautlosigkeit eingehüllt wie ins Gefühl der Zeitlosigkeit, innerlich erschöpft vom Auf- und Abwandern der fünf Schritte zwischen der eisenbeschlagenen Tür und dem mit Brettern vernagelten Fenster, wurde man zu einem jener Wesen, die sich im Höhlendunkel zu Kreaturen der Langsamkeit, der Abwesenheit, der wirklichkeitsfernen Verhaltensweisen entwickelten. Ich habe Einzelhaft kennengelernt, doch dauerte sie nur drei Monate. Es gab Menschen, die sie über Jahre hinweg zu ertragen hatten. Freilich, einer der wichtigsten Informanten der Securitate in meiner Sache saß ebenfalls in Einzelhaft: Er hatte Bücher, Schreibzeug zur Verfügung, er erhielt nicht den unvorstellbaren Gerstelsud, der uns tagaus tagein vorgesetzt wurde, er wählte à la carte der Offiziersmensa. Der Lohn für Mitteilsamkeit ... Ich erfuhr's von einem ehemaligen Bewacher, der sich mir dank besonderer Umstände 1990 eröffnete. So bleibt nichts verborgen.

Welcher Art waren die Arbeiten, die Sie in den Lagern zu verrichten hatten?

Ich habe sie einmal zusammengezählt. Es waren in meinem Fall einundvierzig verschiedene Arbeiten. Sie reichten vom Bruchsteinentladen aus großen Do-

naufrachtkähnen bis zum Straßen- und Deichbau, von der Bergwerksarbeit hunderte Meter unter Tag in der Bleimine und dem Entschlammern von Irrigationskanälen bis zur Sprengarbeit im Steinbruch, von monatelanger Latrinenerleerung bei Nacht bis zum Zählen der Blutkörperchen im Labor inmitten der Hepatitis-Epidemie im Steppenlager, von Rodungsarbeiten bei subtropischem Klima auf Inseln der Unteren Donau bis zum Pflanzen und Drusch auf den riesigen Sonnenblumen-Plantagen im südöstlichen Bărăgan. Das alles begann vier, fünf Uhr in der Früh und endete erst wieder in der Nacht. Wir torkelten wie Betrunkene vor Erschöpfung durch die Baracken zu unseren Bettstellen.

Wie hält der Mensch derlei aus?

Es gab ein geflügeltes Wort: „Das widerstandsfähigste lebende Material auf der Welt ist der politische Häftling ...“ Sie werden es mir kaum glauben, doch wir hatten z. B. nach drei Monaten Rodungsarbeit auf den Sumpfinselfn Schwielen nicht nur in den Handflächen, sondern sogar auf dem Daumenballen und auf den Fingerspitzen. An den Winterabenden holten wir die Glut zum Feuermachen aus der Nebenbaracke in bloßen Händen, ohne uns zu verbrennen. Wir konnten die Hände nicht zur Faust schließen, so brettiertartig verhornt war die Haut im Handinnen. Bis es soweit war, hatten wir anstelle von Händen blutige Fleischklumpen, auf die wir vor Schmerzen urinieren. Ich glaube, daß der Mensch, der sich nicht aufgibt, das Unmögliche aushält.

Gibt es so etwas wie eine psychische Technik, um all das zu überleben?

Ja. Bewußt, unbewußt entwickelte sie jeder von uns. Sie bestand im wesentlichen darin, innerlich „auf stur zu schalten“: gedanklich abzuschalten, um durch die Qual der körperlich mißhandelten Kreatur nicht mehr erreichbar zu sein. Ein schmerzhafter Lernprozeß. Doch der einzige, der das Überleben garantierte. Im übrigen machte ich eine Grunderfahrung: Wer sich seelisch aufgab, verfiel auch körperlich; wen es körperlich noch so hart erwischte – Unterernährung, Krankheit oder Verletzung –, kam, wenn er sich innerlich nicht geschlagen gab, wieder auf die Beine. So wurden Charaktere geformt und Charaktere zerbrochen.

Hier ist die Frage nach dem Tod unausweichlich.

Der Tod kam durch Erschöpfung, Krankheit, Selbstmord, aber auch als Totschlag und Mord durch die Uniformierten. Beim Bau des Donaudeichs zwischen Brăila

und Vadul Oil im Januar, Februar 1961 waren aus meiner 60-Mann-Brigade im März noch 39 am Leben. In den eisigen südkrainischen Winden, die donaufwärts wehten, brachen die Leute vor Erschöpfung oder unter dem Schlag eines Bewachers zusammen und erforen im Schnee.

Versuchten politische Häftlinge zu fliehen? Versuchten Sie es?

Es gab Aubruchsversuche und geglückte Ausbrüche aus Gefängnissen und Straflagern. Sofern ich unmittelbar solche erlebte, endeten sie fatal und tragisch. Die eingefangenen Flüchtigen wurden uns zur Abschreckung präsentiert – teils bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen, teils als Tote. Ersparen Sie mir, bitte, Einzelheiten. – Was mich davon abhielt, z. B. aus dem Lager Luciu Giurgeni an der Donau in der Nähe der Brăila-Sümpfe auszubrechen, war die Einsicht, daß ich lediglich aus einem Gefängnis in ein anderes, größeres geflohen wäre, denn das ganze Land war ein Gefängnis. Ich hätte also sowohl aus dem Lager wie auch aus dem Land fliehen müssen. Beim Anblick der österreichischen und sogar deutschen Donau-Schleppkähne, die ich von den Inseln aus oft auf ein- und zweihundert Meter Entfernung sah, beschäftigte mich dieser Gedanke des doppelten Ausbruchs. Doch traten Konditionen, die ich für eine Flucht als unerläßlich erachtete, niemals vollständig ein, sodaß der dennoch gewagte Versuch wider die Vernunft gewesen wäre. Beschäftigt hat mich jedoch der Gedanke, ja, ich hatte insgeheim sogar alle Vorbereitungen getroffen.

Sind Sie jemals in Ketten gelegt worden wie der Hirte Gordan in Ihrem Roman „Der Tanz in Ketten“?

Ich habe fast drei Monate lang Ketten an den Füßen getragen – in Jilava, woher ich abtransportiert werden sollte. Da es zu dem Transport nicht kam, wurden mir die Ketten abgenommen.

Wie ist das: Ketten tragen?

Je ein handbreiter schmiedeiserner Ring wird einem um die Fußgelenke – um die Fesseln – angenietet; die Ringe sind mit einer Kette verbunden. Nach wenigen Schritten reißt die Haut bis auf die Knochen auf. Ich kannte Leute, die jahrelang Ketten trugen. Die Haut über den Knöcheln war verhornt und vernarbt. Ion Gavrilă trug, als ich ihn im Gefängnis in Zeiden kennenlernte, seit sieben Jahren Ketten; es machte ihm physisch nichts mehr aus. Er war das Vorbild für die

Gestalt des Gordan in meinem Roman. Und er war darüberhinaus für mich die Verkörperung der schier unvorstellbaren Kraft im Ertragen des rumänischen Volkes.

Sie haben bittere Erinnerungen an Rumänien. Sie waren aus politischen Gründen dreimal im Gefängnis. Auch Ihr Vater und Bruder waren jahrelang politisch inhaftiert. Blicken Sie im Zorn auf dies Land, auf die Menschen, die Sie in diese Lage brachten, auf Ihre Orte der Haft zurück?

Sie werden sich wundern: Nein. Verurteilung und Gefängnis begriff ich als persönliche Lebensfrage. Ich erwies weder meinen Denunzianten noch dem System, dem sie dienten, die Ehre der tragischen Machtzuweisung über mich. Bitter war es für meine Eltern, meine drei minderjährigen Kinder, meine Frau, meine Geschwister, meine Schwiegereltern. Sie vor allem wurden getroffen. An sie muß gedacht werden, sobald von jenen Jahren und von den Menschen die Rede ist, die sich aus Feigheit, aus Angst oder anderen Motiven zu Handlangern degradieren ließen. Wann denn hat einer sittliche Gesinnung zu beweisen, wenn nicht im Augenblick der Bedrängnis? Mit ihrem Verrat am ethischen Prinzip müssen Denunzianten und Informanten heute allein fertig werden. Rechtfertigung, Ausflucht sind dabei untaugliche Mittel. Ich habe den Schock über ihr Verhalten längst hinter mir. Er war heilsam. Er brachte mir Ernüchterung.

Ist das so zu verstehen, daß diese Erfahrungen Ihr Verhältnis zu den Siebenbürger Sachsen insgesamt veränderten?

Es hat nicht *expressis verbis* damit zu tun. Aber ich habe auch in diesem Zusammenhang erfahren müssen, daß wir nicht besser sind als andere – was ja niemand gerne hört. Und ich habe endgültig verstehen gelernt, daß die Entscheidung in der Grenzsituation immer beim einzelnen, beim Individuum liegt. Die Herkunft besagt nichts.

Verstehen Sie sich im Rückblick auf Ihre insgesamt sieben Gefängnisjahre als Märtyrer?

Nein, um alles in der Welt! Es war ja meine private Entscheidung, mich gegen den Kommunismus zu stellen. Es war, was ich erst später in vollem Umfang begriff, eine Entscheidung, die mit meinen Gefühlen von Würde und Stolz zu tun hat.

Im November 1994 besuchten Sie Rumänien als Autor des 1977 in Deutschland, 1994 auch in rumänischer Übersetzung erschienenen Romans „Der Tanz in Ketten“, bzw. „Dans in lanțuri“. Bei einer der öffentlichen Buchpräsentationen begrüßte Sie der Laudator als einen Mann, der „als Sieger in seine Vaterstadt zurückkehrt“. Nach Gefängnis, Not und Verfolgung in Rumänien, dann nach Jahren der Durchsetzung und des Erfolgs in Deutschland nun in Ihrem Geburtsland so empfangen zu werden – bedeutet das Genugtuung, kehrten Sie mit dem Gefühl der Befriedigung, es Ihrem Geburtsland „gezeigt“ zu haben, wieder?

Genugtuung ja – weil mich quer durch alle hier lebenden Völker hindurch Freunde herzlich willkommen hießen. Doch Befriedigung einem Land gegenüber, dem mich eine schmerzhaft Liebe verbindet? Nein. Ich empfinde vielmehr Trauer, wenn ich die Wunden sehe, die der Kommunismus diesem Land schlug. Ich wünsche mir, helfen zu können. Vielleicht ist „Dans in lanțuri“ eine Hilfe, weil er ohne Ressentiments und ohne falsche Gestikulation die realistische Nachzeichnung einer historischen Situation, ihrer Befindlichkeit und der menschlichen Verhaltensmuster vor ihrem Hintergrund bietet.

Sie sind der Verfasser von nahezu dreißig Büchern, Mitautor ebenso vieler und einer Menge journalistischer Texte. Mir fällt die Vielfalt Ihrer Thematik auf. So sind Sie nicht nur der Erzähler südosteuropäischer Stoffe, wie es in Deutschland z. B. Autoren gibt, die als Erzähler ausschließlich schlesischer, preussischer o.ä. Themen bekannt wurden. Und in ihren Essays stehen Porträtstudien wie die des Johannes Honterus neben Arbeiten über skythische Kunst, die Grabrede auf die Schauspielerin Ioana Maria Grovin neben einem Text über das Verhältnis Goethe-Kleist. Sie schrieben aber auch eine Literaturgeschichte der Deutschen in Siebenbürgen und einen Band Erzählungen, deren Stoffe in vier Erdteilen angesiedelt sind, usw. Wie wird solche Autorenvielgesichtigkeit vom Leser, vom Literaturbeobachter in Deutschland aufgenommen?

Eine gute Frage ... Vor kurzem apostrophierte eine Berliner Autorin das Besondere an der Geistigkeit der Deutschen als „Schubladenmentalität“. Das hat etwas für sich: Alles wird sorgfältig geordnet, etikettiert und im entsprechenden Lädchen untergebracht – „Bergel, Hans“ im Lädchen X. Als ich 1969 das Buch „Rumänien. Porträt einer Nation“ veröffentlichte, wurde ich von Presse und Funk als „Rumänienspezialist“ etikettiert. Als fast zur gleichen Zeit mein Roman „Die Rennfüchse“ erschien und zum Erfolg wurde, war die erste Verwirrung da. Und als ich kurz darauf die „Würfelspiele“, historische Porträts, veröffentlichte, war

sie komplett. Ich paßte und passe in kein Einheitslädchen. Das irritierte die Literaturrezeption. Was hätte ein Jean Cocteau in Deutschland gemacht? Die Verwirrung erhielt sich bis heute. Das hat einen bedenklichen Hintergrund. Es ist das von Ernst Jünger angeprangerte „Spezialistentum“, in dem, so Jünger, die immerwährende Krise des deutschen Kulturverständnisses gründet. Die Neigung, alles „in Ordnung“ zu bringen, mißrät allzuleicht zur starren Ideologie. Die Geschichte hat grausige Beispiele für die Folgen ... Ich habe mir bezüglich Ihrer Frage als Autor gelegentlich mehr Flexibilität in Deutschland gewünscht. Doch sage ich das bloß feststellend.

Liegt hier ein Grund für Ihre Zuneigung zum Südosten Europas, so wie Sie diese z. B. im großen Einführungssay zum Band „Erkundungen und Erkennungen“, 1995, äußern – ein weitausholendes Plädoyer für die geschichtlich vielfach heimgesuchten Völker zwischen Pannonien und Kreta, deren Literaturen, Daseinstimmungen, Volkskunst, Musik u. a. Sie geopolitisch und geohistorisch erläutern?

Zweifellos. Ich deutete das ja schon an. Sehen Sie, es gibt einen von den Philosophen des Rationalismus erarbeiteten Ordnungsbegriff, über dessen extreme Konsequenz Robert von Musil im „Mann ohne Eigenschaften“ befand: „Absolute Ordnung führt zum Totschlag.“ Der marxistische Kommunismus übernahm ihn in östlicher Ausformung. Er spukt heute unter der Bezeichnung „Säuberung“ durch exjugoslawische Köpfe. Es ist nicht der immanent südosteuropäische Ordnungsbegriff des „laisser-faire“, in dem Menschlichkeit enthalten ist. Es ist nicht mein Ordnungsbegriff. Er muß aus Europa verschwinden, wollen wir, daß Völker endlich aufeinander zugehen, Kulturen sich endlich als Botschaften der Gemeinsamkeit einander verständlich machen, Menschen endlich über die nationale Grenze hinaus ins zwanglose Gespräch miteinander kommen.

Europa – das Wort taucht in Ihren essayistischen und journalistischen Arbeiten wie ein Leitmotiv auf. In einem Lexikon las ich über Sie, daß Sie „für die kontrpunktische Vielfalt in der Einheit Europas“ eintreten. Was verstehen Sie darunter?

Europa als Einheit heißt für mich nicht die Preisgabe der nationalen, der ethnischen Spezifika. Gegen eine solche würde ich als erster aufbegehren. Ich meine ein Europa als gemeinsam vereinbartes Schutzdach, unter dem wir alle – wenn Sie wollen: von Hammerfest bis Heraklion, von Island bis nach Gibraltar – die Garantie der Freiheit haben, das zu leben und zu bewahren, was wir aus unserer Geschichte, Kultur und Sprache sind: der Rumäne Rumäne, der Deutsche Deut-

scher, der Ire Ire usw. Das Großartige der europäischen Kultur ist seit Hellas ihr Reichtum an regionalen Aussagen und Farben. Sie zum Einheitsbrei anrühren zu wollen, wäre Europas geistiger Tod und damit das Ende jenes Europa, in dem wir uns trotz allem immer noch daheim fühlen.

Hat es mit diesen Auffassungen zu tun, daß Sie in Ihrem belletristischen Werk trotz der Militanz, die Sie seinerzeit z. B. in Fragen der politischen Verteidigung Ihrer Landsleute in Siebenbürgen gegen die kommunistischen Drangsalierungen bewiesen, übernational sind? Rumänen, Ungarn, Juden, Deutsche – die menschliche Qualität keiner Ihrer literarischen Gestalten wird auch nur annähernd von der Nationszugehörigkeit bestimmt, nicht im „Tanz in Ketten“, nicht in einer Ihrer rund fünfzig Erzählungen.

Weil ich, wie gesagt, menschliche Bewertungen nach nationalem Gesichtspunkt früh als Unsinn, gar Lüge erkannte, wurde ich zum Europäer. Doch niemals würde es mir einfallen, vergessen zu wollen, daß ich Deutscher bin. Und ich würde jeden meiner rumänischen oder meiner spanischen Freunde unterreden, wollte er aufhören, Rumäne bzw. Spanier zu sein. Weil doch erst auf diese Weise die besondere Farbe, der unverwechselbare Rhythmus geistiger Lebendigkeit, die nicht beliebig austauschbare Ausdrucksnuance in unsere europäische Menschengemeinschaft kommt. Man kann sehr wohl ein Weltbürger sein, ohne seine nationale Bindung und Prägung aufzugeben.

Sie sagten, dies alles sei Ihnen „früh“ klar gewesen. Dennoch wurden Sie im kommunistischen Rumänien als „Natiionalist“, als „Neofaschist“ u. ä. in den Medien bezeichnet. Wieso?

Die einstigen Verleumdungen haben Sie ja schon durch die Feststellung entlarvt, daß ich als Schriftsteller keinerlei Bewertung nach nationaler Zugehörigkeit vornehme. Wäre dem anders, würde ich im November vergangenen Jahres nicht mit diesem Aufwand und dieser Herzlichkeit als Verfasser des „Dans în lanțuri“ in Rumänien von Rumänen aufgenommen worden sein. Daß ehemals die Kommunisten mich diffamierten, hatte seinen Grund: Ich hatte als Publizist mit humanitärer, mit menschenrechtlicher Orientierung im Westen wie kein zweiter die kritische Aufmerksamkeit auf den Ceaușescu-Staat gelenkt. Daß mich die gegenoffensiven Maßnahmen Bukarests bis in die damalige Bundesrepublik hinein verfolgten – mit der Verteilung anonymer Schmähschriften, falscher Pressedarstellungen, ausgesandter Verleumdungsemisären u. ä. –, beobachte-

te ich mehr belustigt als getroffen. Hingegen aber traf mich der Umstand, daß deutsche Landsleute die Lügenkampagnen glaubten und z. T. aktiv mitmachten. Das heißt, sie plapperten nach, was sich die Fachleute von Securitate und RKP an Vokabeln gegen mich ausgedacht hatten, um mich auszuschalten. Doch hat mich weder das eine noch das andere bis zum Untergang des kommunistischen Systems aufhalten können zu tun, wozu ich mich auf bescheidenem Posten in der großen europäischen Auseinandersetzung zur Frage Freiheit oder Unfreiheit verpflichtet meinte.

Sie gehören dem Präsidium des Instituts „Südostdeutsches Kulturwerk“ in München an und sind der dienstältere der beiden Herausgeber der Zeitschrift „Südostdeutsche Vierteljahresblätter“. Sie wurden vor kurzem nach vielen anderen Literatur- und Kulturpreisen auch mit der „Adam-Müller-Guttenbrunn-Plakette“ des Instituts öffentlich geehrt. Wie kommt ein Siebenbürger Sachse in Bayern zu einer Auszeichnung mit banater-schwäbischem Namensträger?

Gemeinsam mit Freunden aus dem Banat, aus der Batschka, aus Ungarn, aus dem Buchenland und natürlich aus Siebenbürgen, die alle in dem Institut tätig sind, gaben wir dem seit Anfang der fünfziger Jahre bestehenden „Südostdeutschen Kulturwerk“ ein neues Profil im Zeichen der Notwendigkeit übernationaler geistiger Partnerschaft. Das war nicht leicht, alte exklusive Chauvinismen wirkten uns entgegen. Wir führten wissenschaftliche Veranstaltungen mit rumänischen, ungarischen, slowenischen, jüdischen, serbokroatischen u. a. Germanisten wie Historikern durch, wir veröffentlichten Autoren dieser Sprachen in deutscher Übersetzung. Wir luden und laden sie zu Vorträgen ein. Und wir meinten und meinen dabei nicht nur die wissenschaftliche, sondern ebenso die menschliche Komponente. Wir wollen Partnerschaften zu Freundschaften entwickeln. Eines Tags schlägt sich das in Politik um. Es hat mit meiner Vorstellung von Europa zu tun. Meine Freunde waren wohl der Ansicht, daß ich in diesen Fragen einiges bewegte.

Sie sind, wie der Literaturhistoriker Stefan Sienerth über Sie schrieb, ein „überdurchschnittlich fleißiger Schriftsteller“, der innerhalb nur des letzten Jahres drei Bücher veröffentlichte. Sie sind ein gefragter Redner. Sie machen außerdem in Deutschland und Österreich Literaturlesungen. Sie sind Mitglied von Literaturpreisgerichten. Sie präsidieren einen Verein. Zudem schreiben Sie zur Zeit an einem ausgreifenden Romanwerk. Und Sie werden im Juli d.J. siebzig Jahre alt. Wie bewältigt ein Mensch dieses Alters die Fülle solcher Arbeit?

Nun, das Problem des Alterns liegt darin, daß man nicht altert. Ich habe das Glück oder die Gnade, die Schnelligkeit des Arbeitens nicht eingebüßt zu haben. Körperliche Frische schöpfe ich aus dem Sport. Ich gehörte einst zur Skinationalmannschaft Rumäniens und war rumänischer Meister und Rekordhalter in der Leichtathletik. Davon ist mir etwas geblieben. Ich betreibe bis heute hochalpinen Skilauf und bin auf meinen Reisen körperlich ständig „im Einsatz“ vom Laufen bis zum Schwimmen und Bergsteigen. Ich müßte freilich mehr tun. Vor allem macht mir die Arbeit ungebrochen Freude. Und den Alterungsvorgang bemerke ich nicht zuletzt daran, daß ich mit der Zeit zu geizen beginne. Ich lasse mich immer weniger gerne von der Arbeit, vom Schreiben, ablenken. „Die Zeit ist edel“, notierte ein kluger Mann – Schopenhauer. Sie ist es. Wir sollten sie nicht vergeuden. Was haben wir außer ihr?

Worum geht es in Ihrem neuen Romanvorhaben?

Um das 20. Jahrhundert. Um eine siebenbürgische Familie, die unser Jahrhundert auf mehreren Erlebnisebenen erleidet. Ihre Mitglieder werden in die halbe Welt „geschleudert“ – denn genau so war es doch. So werden Siebenbürgen, Österreich, Deutschland, die ehemalige UdSSR, Frankreich, Spanien, Nord- und Südamerika zu Schauplätzen der Ereignisse. Bauern, Hirten, Offiziere, Gelehrte, Lehrer, Hausfrauen, Künstler, Pferdetreiber, Jäger, Geistliche, Ärzte sind die Figuren. Sie treten als Abenteurer, Biedermänner, Revolutionäre, Krieger, Mörder, als Schwache und Aufrechte in Erscheinung. Band eins des Romans liegt fertig vor. Seine Handlung beginnt im Burzenland. In Rosenau, Kronstadt, Törzburg – und im Malaeschter Gletschertal.

Die weitere Arbeitsdauer?

Unbegrenzt. Ich war als Journalist, als Zeitungsmacher ein Leben lang an Termine gebunden. Als ich den Beruf eines Redakteurs an den Nagel hängte, war es damit vorbei. Ich hoffe, die Bände zwei und drei in drei bis vier Jahren abzuschließen, will aber Band eins bald veröffentlichen.

Alldem ist zu entnehmen, daß dies Romanwerk in einer Synthese das vereint, was Sie als einen Autor der vielfältigen Thematik ausmacht: Landschaften der Herkunft und Landschaften der Welt.

Alle Landschaften der Welt sind Landschaften der Herkunft. So spielt sich in jeder von ihnen die Welt ab. Die kastilische Adlige in meinem Roman leidet um nichts anders als die über ein Jahrhundert später lebende Künstlerin aus Siebenbürgen. Der österreichische Sozialrevolutionär erliegt genau so wie der Kronstädter Nationalsozialist einer Utopie. Die Henkerdynastie der Sansons im Paris der Revolutionszeit 1789 hat die gleichen Lebenssehnsüchte wie der Henker aus der Bubu-Familie im Siebenbürgen des beginnenden 19. Jahrhunderts. Wir sind in jedem von diesen präsent. Wir sind immer überall auf der Welt unterwegs.

Wird es ein historischer, wird es ein autobiographischer Roman?

Band eins ist beides. Die bestimmenden geschichtlichen Vorgänge werden präzise berücksichtigt. Das Autobiographische in seiner familiären Multiplikation ist dabei das willkommene Gerüst für Handlung wie Charaktere.

Letzte Fragen, Hans Bergel: Können Sie sich vorstellen, noch einmal in Siebenbürgen zu leben?

Vorstellen kann ich es mir. Praktisch liegt es jedoch außerhalb des Möglichen. In den bald dreißig Jahren, die ich nun in Deutschland wohne, wuchsen Bindungen und Verwurzelungen, die mich nicht nur verpflichten, sondern für deren Existenz in meinem Leben ich auch dankbar bin.

Und schließlich: Wie sehen Sie die Zukunft der Deutschen in Siebenbürgen?

HB: Heute nicht anders als vor zwanzig Jahren. Damals schrieb ich, daß, unabhängig von den politischen Entwicklungen in Europa, die gleichsam klassische historische Daseinsform der Siebenbürger Sachsen, so wie wir uns ihrer noch aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen erinnern, nie mehr wiederherstellbar sein wird; auch das geschichtliche Schicksal der Sachsen in Siebenbürgen ist zyklischer Gesetzmäßigkeit unterworfen. Ich wurde damals von verschiedenen Seiten wegen meiner Prognose heftig angegriffen. Die Ereignisse im Gefolge der jüngsten kontinentalen Veränderungen und Umgewichtungen bestätigten meine Prognose. In Zukunft wird alles darauf ankommen, daß Rumänien und der Südosten insgesamt zu demokratischer Normalität finden, die z. B. auch die rechtssicheren Freiräume für nationale Minderheiten zur Selbstverständlichkeit werden läßt. Ich wünsche es den Menschen in diesem Land von Herzen!

Was empfinden Sie im Rückblick auf diesen Weg durch die Hölle? Bedauern um die verlorene Zeit? Haß auf die Peiniger? Grauen?

Zunächst gilt für mich, daß ich zu den Glücklichen gehöre, die dem „Weg durch die Hölle“, wie Sie sagen, körperlich gewachsen waren: Ergebnis einer Erziehung zu Sportlichkeit, Willenskraft, Selbstdisziplin? Ich weiß es nicht. Verlorene Zeit? Im Grunde: Nein, weil es eine Zeit intensiven Lernens war. Haß? Den Gefallen, sie zu hassen, erwies ich den Polit-Gangstern und Bütteln nicht, denn ich wollte mir keinesfalls die Klarheit des Blicks nehmen lassen; allerdings beobachtete ich, wie abgrundtiefer Haß Freunden eine unerschütterliche Lebensbasis bescherte. Alpträume? Grauen? Schon gar nicht. Vielmehr neige ich dazu, im Rückblick gegebenenfalls zu lachen, sowohl über das Anekdotische der Situation als über die Person des Scheusals. Ein alter Häftling lehrte mich zu Beginn meiner ersten Haftzeit: Halte dich an die Lacher, Junge, die überleben am sichersten ... Ich habe das getan. Es hat nichts mit Oberflächlichkeit zu tun. Es ist eine Form höchster Weisheit im Angesicht des Unausweichlichen.

Wie reagiert ein Mensch mit dieser gnadenlosen Lebenserfahrung auf eine Gesellschaft, die zunehmend die weichen Komponenten als Daseinsinhalt herausstellt?

Manchmal meine ich, daß Churchills Empfehlung nach dem Krieg, man müsse die Deutschen „fett und damit impotent“ machen, realisiert wurde. Man weiß allgemein, daß ein Großteil der Deutschen zum Extrem neigt. Sagt einer „Härte“ so versteht die Hälfte darunter prompt „Brutalität“. Sagt einer „Freiheit“, so leitet daraus die Hälfte sofort das Recht auf Zügellosigkeit ab. Und spricht einer vom „angenehmen, schönen Leben“, so entartet das allzuschnell in Verzärtelung, Verwöhnung – von der Erziehung bis zum Essen ... Malen Sie sich selber aus, was ein Mensch meiner Erfahrung von einer Gesellschaft dieser Koordinaten hält.

Wieso eigentlich haben Sie niemals eine Dokumentation Ihrer Leiden geschrieben, die ja eine dringend nötige politische Zeugenschaft unserer Epochen hätte werden können?

Ich bin Erzähler, kein Sachbuchautor. Im Roman „Der Tanz in Ketten“, den Novellen „Die Wildgans“, „Aus jedem Dorf ein Hund“, „Das Venusherz“, „Die Rache“ und anderen belletristischen Texten ist mehr davon enthalten als meine Rezipienten bisher bemerkten.